

Gerüchte aus dem Hinterhof

An diesem Donnerstag entscheidet die Uefa, wo die Fußball-EM 2024 stattfindet: In Deutschland oder der Türkei. Chronologie eines Duells **VON FLORIAN BAUER**

Gut zwei Wochen vor dem Tag der Entscheidung verwandelt ein Foto auf Twitter den Hinterhof für geheime Gespräche kurzzeitig in eine öffentliche Schaubühne. Das Foto zeigt Reinhard Grindel, den Präsidenten des Deutschen Fußball-Bundes, der die Welt um ihn herum gerne in Gut und Böse unterteilt, wie Mitarbeiter sagen. Zusammen mit Borislav Michailow, dem Präsidenten des bulgarischen Verbandes. Vor allem aber ist der Mann Mitglied des Exekutivkomitees des europäischen Verbandes Uefa – und damit einer der voraussichtlich 17 Auserwählten, die am 27. September im Uefa-Glaspalast in Nyon mit Blick über den Genfer See darüber entscheiden werden, wer die Fußball-Europameisterschaft 2024 austragen darf, Deutschland oder die Türkei.

Der Besuch des DFB-Präsidenten Grindel in Bulgarien ist Mitte September, zwei Wochen vor der Vergabe, nicht der einzige bei einem der 17 Uefa-Wahlleute. Auch beim Portugiesen in Lissabon und beim Iren in Dublin trommelt er für die deutsche Bewerbung. Aber diese Besuche werden nicht öffentlich. Solche Treffen mit Wahlleuten sind den Bewerbern nicht verboten; doch wenn sie sichtbar werden, gilt das als unelegant. »Unglücklich« nennt man daher im DFB das Foto von Grindel und Michailow, das ein bulgarischer Sportjournalist auf Twitter veröffentlicht hat. Obwohl es wohl kaum einer findet, der nicht davon weiß.

Es ist nur eine Episode in einem Duell, bei dem es um mehr geht als um Fußball, einem Duell, das sich vor allem hinter den Kulissen abspielt.

In Raum 140 im Erdgeschoss der DFB-Zentrale sitzt Markus Stenger und lächelt. Markus Stenger lächelt oft. Er ist ein positiver Mensch, ein akribischer Arbeiter, wie sie im DFB sagen. »Leiter Projekt Euro 2024 Bewerbung« steht auf dem Plexiglasschild an der Tür seines Büros.

»Projekt« – so nennen sie im DFB diese Bewerbung also, das wichtigste Sportversprechen des Landes, das den deutschen Fußball nach dem 27. September in die Zukunft führen soll. Es wäre erst die zweite Austragung einer Männer-Fußball-EM in Deutschland nach 1988. »Ich glaube, dass wir ein gutes Angebot haben«, sagt Stenger. Und verweist auf die fertigen Stadien, die gute Infrastruktur und die Organisationserfahrung des DFB nach der WM 2006.

15 Quadratmeter hat Stengers Büro, die Lamellen vor dem Fenster sind zugezogen, vom Flair des größten Projekts des deutschen Sports der letzten Jahre ist hier nicht viel zu spüren. Zwei Festangestellte, ein Praktikant – das war's. Das ist die Bestückung für die Bewerbung des Deutschen Fußball-Bundes. Ein paar Hunderttausend Euro soll sie nur gekostet haben, investiert in Werbefilmen, einige Reisen – und das Honorar für eine internationale Kommunikationsagentur. All das lässt erahnen, wo die Entscheidung am Ende wirklich fällt. »Hinter den Kulissen«, sagt Stenger, »das klingt immer so negativ.« Aber ja, es geht eben darum, die 16 Männer und eine Frau zu überzeugen.

Dieses Überzeugen beginnt am 3. April 2017. Es ist gegen 22 Uhr, als sich die Bar des Scandic Park Hotels in Finnlands Hauptstadt Helsinki füllt. Am nächsten Morgen wird sich das Exekutivkomitee, so etwas wie der Vorstand der Uefa, treffen, die meisten Exko-Mitglieder nehmen noch einen Drink. Es ist eine seltsame Bar, von der Eingangslobby nur mit einer kleinen, etwas primitiven Stellwand getrennt. Privatsphäre wäre anders. Und doch wird offen diskutiert. Auch über die Vergabe der EM 2024.

Die Türken seien nun endlich mal dran, sagen die einen. Sie sind so was wie der Dauergast unter den Fußballbewerbern. Dreimal haben sie sich um eine EM beworben, 2008 zusammen mit Griechenland, 2012 und 2016 allein, dann für 2020 zurückgezogen, als klar wurde, dass es die erste paneuropäische Europameisterschaft in mehreren Ländern geben würde.

Die anderen in Helsinki mokieren sich über die zu starken Deutschen, den damals noch amtierenden Weltmeister, und den DFB, den größten Einzelsportverband der Welt mit seinen über sieben Millionen Mitgliedern. Wozu bräuchten die nun auch noch eine EM?

Vertreter des türkischen Fußballverbands sind ebenfalls zur Stelle. Sie verbreiten gute Stimmung und erzählen von ihrer Bewerbung. Reinhard Grindel macht sich rar an diesem Abend, der zeigt, dass die Türken bei Weitem nicht so chancenlos sind, wie man auf den ersten Blick denken könnte. Zwei Tage später wird Grindel auf dem Uefa-Kongress zum Uefa-Vizepräsidenten gewählt. Er beginnt, sich Verbündete zu suchen.

Wenn man Reinhard Grindel heute fragt, was die deutsche Bewerbung denn zu bieten hat, dann sagt er: »Eine ökonomisch sparsame und ökologisch schonende Euro mitten in Europa.« Es müsste kaum etwas baulich verändert werden in den zehn Austragungsorten von Berlin bis München, Dort-

mund bis Köln und Hamburg bis Stuttgart. Und dann sagt er noch, »dass die Euro in einem Land ausgetragen werden muss, das politisch und wirtschaftlich stabil ist.«

Laut Artikel 17 des Uefa-Bewerbungsreglements ist es verboten, über den Mitbewerber zu sprechen. Und trotzdem geschieht es. Eine entsprechende Handlungsanweisung an den DFB findet sich in einem streng vertraulichen Strategiepapier, das der Verband bei der international renommierten Kommunikationsagentur Burson-Marsteller in Auftrag gegeben hat. Darin heißt es auf Seite fünf, man solle »immer wieder sicherstellen«, dass »die Schwächen der türkischen Bewerbung erwähnt werden.«

Unter den Schwächen der deutschen Bewerbung listet das Dokument »kritische Medien« und den Skandal um die WM-Vergabe 2006 auf. Immer noch ist unklar, wofür der DFB oder genauer Franz Beckenbauer im Jahr 2002 jene ominösen zehn Millionen Schweizer Franken nach Katar überwies. Reinhard Grindel sagt, er kenne das Strategiepapier von Burson-Marsteller nicht und halte sich außerdem an die Uefa-Regeln. Ein Präsident, der die eigens vom Verband in Auftrag gegebene Strategie nicht kennen will?

Der türkische Fußballverband wiederum weiß, es darf keine Diskussion über Politik und Wirtschaft geben, über den Verfall der türkischen Währung, der Lira, über den autokratischen Präsidenten Erdoğan oder über Menschenrechte – sonst wird es schwer, zu gewinnen. Denn erstens sind mehr als die Hälfte der Uefa-Exekutivkomitee-Mitglieder aus Staaten Westeuropas, die Erdoğan eher kritisch gegenüberstehen. Außerdem, so heißt es in den Bewerbungsvorgaben der Uefa unter Sektion drei, Punkt drei, sollen erstmals auch Menschenrechte ganz grundsätzlich eine Rolle bei der Vergabe spielen.

Also schaltet die türkische Bewerbung auf Angriff. Bratislava, 25. Februar dieses Jahres. In der slowakischen Hauptstadt findet der jährliche Uefa-Kongress statt. Am Vorabend steigt ein Gala-Dinner für alle Fußballverbände. In der Lobby des Hotels des Europäischen Fußballverbandes tauchen die Türken immer wieder in Teamstärke auf. Sie sind überzeugend, sagen Exko-Mitglieder später gegenüber der ZEIT. Eine EM in der Türkei sei eine Brücke nach Asien: neue Märkte, neue Einnahmequellen. So steht es übrigens sogar im DFB-Strategiepapier unter »Stärken« der türkischen Bewerbung. Außerdem seien alle Stadien bis auf das in Ankara schon fertiggestellt.

In Istanbul wird erkennbar, was die Bewerbung um EM 2024 für die Türkei wirklich bedeutet. Oder besser gesagt: was sie für Recep Tayyip Erdoğan bedeutet. Seit über zehn Jahren versucht der langjährige Ministerpräsident und jetzige Staatspräsident der Türkei, ein Sportgroßereignis zu bekommen. Dreimal vergeblich für die Euro beworben, dazu viermal seit 2004 mit Istanbul als Austragungsort der Olympischen Spiele abgelehnt worden, zuletzt gegen Tokio 2020 verloren.

»Die Bewerbung um die Euro 2024 ist auch eine Art Revanche von Erdoğan, weil er Olympia 2020 nicht bekommen hat«, sagt Jean-Francois Pérouse. Der Franzose ist Universitätsprofessor und lebt seit fast 20 Jahren in der Türkei. Er hat ein Buch über den türkischen Präsidenten geschrieben und sich intensiv mit dessen Fußball-Besessenheit beschäftigt.

Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan und der Fußball – es ist eine besondere Beziehung. »Imam Beckenbauer« haben sie Erdoğan auf dem Platz früher genannt, heißt es. Er hätte es fast zum Profi geschafft. Es ist das Bild, das auch Erdoğan selbst gern von sich zeichnet, wenn er mit Fanschal im Stadion steht oder bei der Eröffnung eines Stadions gleich selbst mitspielt und drei technisch tatsächlich anspruchsvolle Tore erzielt. Das Video gibt es auf YouTube.

Jean-Francois Pérouse sagt: »Recep Tayyip Erdoğan nutzt den Fußball, um die Massen zu mobilisieren. Und das natürlich für sich. Damit baut er Nähe zum Volk auf.« Pérouse steht im Zentrum Istanbuls neben dem Recep-Tayyip-Erdoğan-Stadion im Hafenviertel Kasimpasa, dem Geburtsort Erdoğan's.

Es ist eines von über 30 Stadien, die die Türkei, also der türkische Staatspräsident, in den letzten Jahren sanieren oder neu bauen ließ. Und wie so viele andere Stadien ist es für die Europameisterschaft 2024 noch nicht einmal vorgesehen. Schon

jetzt, sechs Jahre vor der Ausrichtung, wäre die Türkei bereit für eine EM.

Allerdings sind die Stadien kaum ausgelastet. Der Zuschauerschnitt der türkischen Süper Lig liegt bei nicht mal 10.000 Zuschauern. In der Bundesliga waren es vergangene Saison fast 45.000.

Aber es sind andere Zahlen, die der türkische Fußballverband vor allem fürchtet. Über 150 Jour-

schaut. Beşiktaş, der Traditionsverein des Viertels, spielt auswärts. Vor dem Spiel läuft ein Werbevideo: für Erdoğan's Militäreinsatz im Norden Syriens. Mit salutierenden Kindern in Uniform. Das Fernsehen ist angewiesen worden, diese Videos zu zeigen, direkt vor dem Fußballspiel. In dem Moment wird klar, wie sehr der Fußball für die Interessen der Regierung herhält.

In Monaco findet Ende August der Saisonauftakt des europäischen Fußballs statt. Die Uefa hat ins Edelmetalle geladen, was die Stadt zu bieten hat, das Grimaldi-Forum. Blick auf die Skyline, ein minutenlanges Feuerwerk erleuchtet das Fürstentum. Eine der letzten Chancen für Deutsche und Türken, die Wahlleute zu überzeugen.

In Gesprächen mit Exekutivkomitee-Mitgliedern in den vergangenen Wochen, unter anderem in Monaco, stellt sich heraus: Es sieht gut aus für Deutschland. Keiner will so richtig begründen, warum er zu Deutschland tendiert. An den politischen und wirtschaftlichen Aspekten allein liege es nicht, so viel sei klar. Bloß nicht das Dogma des Sports aufbrechen, Sport und Politik hätten nichts miteinander zu tun.

Es bleibt die Nervosität. Bei Deutschen und Türken. Der DFB schreibt allen Exko-Mitgliedern einen Brief und wirbt für die deutsche Bewerbung. Die Türken erfinden plötzlich eine »Turkish Football Gala Night« und laden alle Exko-Mitglieder persönlich ein. Das verstößt gegen den Artikel 24 der Bewerbungsregeln, der untersagt, Uefa-Vertreter im Rahmen der Bewerbung in das Land des Bewerbers einzuladen. Die Uefa unternimmt – nichts.

In dem am vergangenen Freitag veröffentlichten Evaluationsbericht der Uefa werden zwar beide Bewerbungen gelobt, die türkische wird aber auch abgewatscht. Die Uefa spricht mit Blick auf den Ausbau des Atatürk-Olympiastadions in Istanbul sogar von einem »Risiko«. Außerdem könnten geplante Investitionen durch die Probleme der türkischen Wirtschaft »unter Druck« geraten. Und es fehle ein »Aktionsplan in Sachen Menschenrechte«. Deutschland liegt vorn, so viel scheint klar zu sein. Bindend ist der Uefa-Bericht für die 17 Entscheider des Uefa-Exekutivkomitees aber nicht.

Hinter den Kulissen heißt es, die Türkei greife zu immer extremeren Optionen. Ein Gerücht dreht sich um den berechtigten Bewerbungsexperten Mike Lee, der schon Katar zur WM 2022 und Rio zu Olympia erhoffen haben soll, bevor er für die türkische Bewerbung in den Ring stieg. Das Gerücht geht so: Mike Lee habe das Treffen von Mesut Özil und Recep Tayyip Erdoğan vor der WM eingefädelt. Weil er wusste, was das in Deutschland auslösen würde. Auch jetzt noch soll Mike Lees Agentur hinter den Kulissen die Deutschen als rassistisch diffamieren. Wie viel davon wirklich stimmt, ist schwer zu sagen. Mike Lee gilt als einer der größten Strippenzieher im Weltsport.

Nur ist Mike Lee diesen September gestorben. Die türkische Bewerbung hatte er nach ZEIT-Informationen schon seit Monaten nicht mehr unterstützt.

Aber solche Geschichten gehören im Hinterhof der EM-Vergabe dazu. Es wird erzählt, Erdoğan besuche heimlich Staatsoberhäupter von Ländern mit Uefa-Exko-Mitgliedern. Und natürlich fällt immer auch der Satz: Wer wisse denn schon, wie viele die Türken der Uefa böten? Die Europameisterschaft sei für den Fußballverband schließlich die wichtigste Einnahmequelle.

Der DFB erzählt derweil, dass seine von ihm selbst in Auftrag gegebenen Forsa-Umfragen Woche für Woche fast 75 Prozent Zustimmung zur EM-Bewerbung in der Bevölkerung zeigten. Deutschland ist die sichere Wahl, das weiß jeder. Aber auch die langweiligere. Das sagen sie selbst beim DFB hinter vorgehaltener Hand. Es steht auch im vertraulichen Strategiepapier. Und sie loben die Türkei einmal sogar öffentlich, mehr oder weniger.

Am Ende eines Medientags Anfang September, den der DFB für ausländische Journalisten in München organisiert, gibt es ein Gala-Dinner. Eingeladen sind allerdings Europameister der drei EM-Siege 1972, 1980 und 1996. Auf dem Podium spricht Philipp Lahm, der sogenannte EM-Botschafter des DFB, der nach dem 27. September Chef des Organisationskomitees der EM werden soll. Im Siegesfall natürlich.

Auf dem Podium steht aber auch Friedrich Curtius, der DFB-Generalsekretär. Er lobt die Türkei. »Eine mutige Entscheidung der Uefa« wäre es, der Türkei die Euro zu geben, eine Brücke nach Asien natürlich und zur muslimischen Welt insgesamt.

Deutschland ist die sichere Wahl. Aber ob das wirklich eine Rolle spielt bei der Abstimmung – selbst beim DFB sind sie sich da wohl nicht sicher.

Florian Bauer ist Autor bei der ARD für sportpolitische Themen



WM 2006: Deutsche Fans feiern ihre Mannschaft und ihr Land – so soll es bei der EM 2024 wieder werden

nisten sollen in der Türkei immer noch im Gefängnis sitzen, über 100.000 Menschen nach dem vermeintlichen Militär-Putschversuch 2016 aus ihrem Arbeitsverhältnis entlassen worden sein. Falls einer der 17 Exekutivkomitee-Mitglieder der Uefa diesen Donnerstag an Politik denken sollte, fällt sich die Entscheidung »Deutschland oder die Türkei?« wohl von allein.

Im Istanbuler Stadtteil Beşiktaş, dem Ausgaviertel, sind an einem Abend im Frühling dieses Jahres die engen Gassen und die Tische voll, es wird Shisha geraucht. Und natürlich Fußball ge-

An einem Tisch sitzt der Gründer des bekanntesten Fanclubs der Türkei, Çarşı, benannt nach einem berühmten Marktplatz im Stadtteil Beşiktaş. Cem Yakiskan ist eine Legende unter Fans in der Türkei. Und er ist einer von über 30 Fans, denen Gefängnis droht, weil sie bei den politischen Gezi-Park-Protesten 2013 dabei waren. »Während Gezi vor fünf Jahren hatten wir noch etwas Hoffnung«, sagt Yakiskan. »Für die Menschlichkeit, für die Türkei, für uns.« Er hält kurz inne. Dann sagt er: »Und jetzt haben wir keine mehr.« Erdoğan hinterlässt Spuren.